

Das Opfer [Schluss]

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572735>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

(zur Mätin) Schlichte Arbeit, hohe Gäste,
Saure Wochen — frohe Feste —
Ist und bleibt dein Zauberwort!

Mätin (der Büste entgegen). Mein Sohn — mein Einziger!

Nica (als Nelpomene, zwei Gestrollen in der Hand, tritt ihr entgegen).
Hohe Gäste fanden auch den Trauten,
Der sie lange mied, im seligen Lande —
Strichen ihm die Falten von der Stirne,
Gossen Sonnenglanz in seine Augen,
In die Seel' ihm Fülle der Gesichte.
Tasso bringen wir und Iphigenien,
Musengaben — der geliebten Mutter.

Mätin. So komme die Muse ihm zurück . . . und er mir!
(Nimmt die Rolle) Seine Gedicht' sage mir mehr als das
schönste Bild! (Eine Rolle öffnend) Ach . . . Iphigenie!
„Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten heil'gen dichtbelaubten Haines . . .“
Rinner, Rinner, kommt doch, hört!
(Die Mädchen umgeben die Mätin, die auf der ersten Stufe unter der
Büste stehen bleibt).

„Doch ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend —
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück von seinen Lippen weg.
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden aneinander knüpften . . .
(Von Empfindung überwältigt, läßt sie das Gest' sinken, dem ein Blatt
Papier engleitet).

Bettina (es aufhebend und entfaltend). Das ist ja . . . Da steht ja:
„Ich bin auf der Rückreise, bald bei Dir, Mutter! Mir
ahnt, daß ichs dabei nicht leicht haben werde . . . Laß
uns zusammenhalten!“

Mätin. So braucht er seine Mutter wieder, mein Sohn, wie
ich ihn brauch'! Wir gehöre zusamme, mein Häschelbans
und ich!
(Während die Mädchen sie jubelnd umringen, fällt der Vorhang).

Das Opfer.

Novelle von Irma Goeringer, Berlin.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Heinzens Verhältnis zu Edith hatte sich seltsam gestaltet. Weder er noch der Vater waren je mit einem Wort auf die Strafrede zurückgekommen, die sie ihnen an jenem Morgen gehalten. Karl Volker trug auch der Schwiegertochter nichts nach. Er hatte sich einige ihrer kräftigen Worte hinter die Ohren geschrieben und behandelte sie nur fast noch achtungsvoller und mit mehr Liebe. Er konnte es auch ruhig tun; denn Edith sorgte für ihn mit wahrhaft töchterlicher Liebe. Sie umgab ihn mit Aufmerksamkeiten, berücksichtigte seine kleinen Eigenheiten und hielt seine Sachen fast besser im Stand, als die Mutter es getan hatte. Dabei fand sie noch immer Zeit, ihm bei seinen Zeichnungen zu helfen, saubere Kopien von Entwürfen anzufertigen und ihm Briefe zu schreiben.

„Sie ist wirklich ein Prachtmädel; von der kann man sich schon mal den Kopf waschen lassen!“ meinte Karl Volker hin und wieder zu seinem Sohn.

Heinz sagte gar nichts. Er kam sich vor wie ein einst absoluter Herrscher, dem sein Volk eine Konstitution aufgezwungen hat. Er regierte zwar noch; aber er war nicht mehr alleiniger Herr über Leben und Tod. Dabei kam ihm Edith mit der zärtlichsten Liebe entgegen. Sie beachtete jeden seiner Wünsche, richtete es im Küchenzettel immer ein, daß etwas, das er besonders gern aß, auf den Tisch kam, und scheute keine Mühe, wenn er den Wunsch nach irgend einer Speise äußerte. Sie überließ ihm auch stets die Bestimmung in andern äußerlichen Fragen, und als sie einmal für eine verkaufte Zeichnung Geld erhielt, lieferte sie es bis auf den letzten Pfennig an ihn ab. Wie sehr sie seine rührende Pflege der Mutter schätzte, zeigte sie ihm bei jeder Gelegenheit, und wenn sie eine Meinungsverschiedenheit in künstlerischen Dingen hatten, verhütete Edith einen Streit mit den Worten: „Du hast ja die größere Erfahrung, du mußt es wohl besser wissen! Ich habe mich sicher geirrt!“

Aber das alles genügte Heinz nicht. Es war der köstlichste Reiz seiner Liebe gewesen, zu wissen: „Was ich auch von ihr verlange, sie wird es tun, weil ihr Recht und Gesetz weniger gilt als mein Wille!“ So verlangte er die Liebe des Weibes für sich, so hatte ihn Edith geliebt, und so liebte sie ihn nicht mehr. Er wußte jetzt, daß es eine Grenze gab, die er nicht überschreiten durfte, ohne daß Edith sich ihm entgegenstellte. Sie zog auch um sich eine Mauer und gestattete ihm nicht, sie zu übersteigen. Er wäre bereit gewesen, auf Bitten und Vorstellungen seiner Frau gewisse Rechte zuzubilligen; aber daß sie sich diese einfach nahm, konnte er ihr nicht verzeihen. Tag und Nacht sehnte er sich danach, Edith wieder vor sich zu sehen als willenloses Geschöpf seiner Herrschaft, rettungslos seiner Macht anheimgegeben, von ihm und seiner Liebe alles erwartend in demütiger Hingabe.

Edith fühlte das Feindselige im Empfinden ihres Geliebten und litt darunter. Manchmal bestete sie die Augen sehnsüchtig und fragend auf ihn, und wenn er die Blicke gleichgültig abwandte, zog sich ihr Herz schmerzhaft zusammen. Zu einer Aussprache kam es nicht, und Edith hoffte von Tag zu Tag, daß seine bessere Einsicht die kleine Kränkung überwinden und damit ein neues, besseres Leben für sie beginnen würde.

Da brachte die Post eines Mittags, als der Vater ausgegangen war und die Mutter noch ruhte, ein dickes Schreiben für Heinz. Edith übergab es ihm und harrete gespannt auf den Inhalt; denn der Umschlag trug den Stempel der Kgl. Akademie. Heinz las den Brief zweimal langsam durch; dann reichte er ihn schweigend seiner Braut.

Ein asiatischer Staat, der in letzter Zeit allerhand nach europäischem Muster einrichtete, hatte an die Kgl. Akademie die Anfrage ergehen lassen, ob sie eine tüchtige Lehrkraft senden könne, die an einer neuerbauten Kunstschule deutsche Ordnung und deutsche Lehrmethode einzuführen vermöchte. Bedingung: Zweijähriger Aufenthalt



H. Baldin, Bürich.

Walthari. Marmorbüste.

im Lande selbst, ein noch junger Mann ohne Frau! Man hatte nämlich die Erfahrung gemacht, daß die Europäerinnen das Klima nicht vertragen und die ver- schriebenen Reformatoren deshalb meist, ohne ihren Kon- trakt einzuhalten, wieder davonzuhren. Die Reiseentschädi- gung war glänzend und das Gehalt für deutsche Begriffe sehr groß. Die Akademie wußte zwar, daß Herr Volker verlobt sei; aber sie wollte doch einem ihrer begabtesten Mitglieder diese Gelegenheit, sich Geld und eine Fülle von Kenntnissen zu erwerben, nicht entgehen lassen. Man bat um baldigste Entscheidung, da im verneinenden Fall ein anderer gänzlich unbeworbener Kollege in Betracht kam.

Heinz beobachtete Edith, während sie las. Er sah, wie ihre frische Farbe jäh erblaßte und wie sie sich mit äußerster Willensanstrengung mühte, ihre Ruhe zu be- wahren. Das bereitete ihm eine große Genugtuung. Nun endlich besaß er das Mittel, um zu erproben, wie groß ihre Liebe und die Fähigkeit, sich ihm anheimzu- geben, waren.

„Ein annehmbarer Vorschlag, nicht wahr?“ fragte er in heiterem Ton.

„Es ist jedenfalls ein ehrenvolles Anerbieten!“

„Und läßt sich überlegen!“

„Gewiß!“ Wie gepreßt ihr Ton klang! Ein anderes Mädchen hätte gemurmelt: Verlaß mich nicht; zwei Jahre sind endlos, ich werde dich verlieren!

Edith sagte nichts von alledem. Nur um ihre Augen lagerte sich ein Schatten, und die Farbe kehrte ihr nicht zurück.

Heinz nahm das Schreiben: „Ich werde zur Mutter hinaufgehen und es ihr erzählen. Sie ist praktisch genug, um sich über die glänzende Aussicht zu freuen.“

Edith wehrte ihm nicht. Sie blieb auf ihrem Stuhl sitzen mit schlaff im Schoß gefalteten Händen. Ganz wehrlos war sie dem Schmerz preisgegeben. Heinz zwei Jahre von ihr entfernt, in so ganz andern Verhält- nissen, fremden, ihn anreizenden Kulturen — das hieß ihn verloren geben.

Aber durfte sie ihm wehren? Stand ihr sein Glück nicht höher als das ihre? Wenn er durch diese Schick- salsfügung Großes gewann, durfte sie sich ihm in den Weg werfen: Ich will es nicht; denn ich gehe daran zugrunde? Nein, so, wie sie ihre Liebe auffaßte, war es jetzt an ihr, das Opfer zu bringen, das Opfer ihrer selbst. Denn daß es sie, ihr Leben vernichten würde, fühlte sie mit jener Klarheit, wie man das ganz Entscheidende stets fühlt. Sie hatte zuviel gelitten, vor der Verzweif- lung gestanden in jener Einsamkeitszeit, sie ertrug das nicht mehr. Mit Heinz schied auch die Möglichkeit von ihr, das Leben um des Lebens willen zu ertragen. Heinz war ihr Leben, er, nur er, nichts sonst in der Welt! Die Leidenschaft für diesen einen Mann war in ihr gewachsen, ohne daß sie es wußte. Nun brach sie durch und steckte alles in ihr in Flammen.

Als Karl Volker nach einer Weile zum Kaffee nach Hause kam, empfing ihn seine Schwiegertochter mit der Botschaft: „Heinz hat eine großartige Nachricht bekom- men. Er ist bei der Mutter. Geh' nur auch hinauf! Ich richte unterdessen den Kaffee.“

Es dauerte nicht lange, da kam Heinz mit den Glä- tern wieder herunter. An ihren strahlenden Gesichtern



Hermann Baldin, Bildh. Ulrich Zwingli.
Statuette aus dunkelpatinierter Terrakotte.

erkannte Edith, wie stolz sie auf die Auszeichnung des Sohnes waren.

„Seltsam!“ dachte die Braut. „Sie vergessen über dem Erfolg vollkommen die lange Trennung, und ich kann an nichts anderes denken!“

Als sie um den Tisch saßen, fragte der Vater:

„Du bist also entschlossen, anzunehmen?“

Heinz zögerte einen Augenblick — Edith glaubte, man müsse ihr Herz schlagen hören — dann antwortete er so ruhig, als handle es sich um das Alltäglichsste:

„Natürlich, Vater! So 'ne gute Gelegenheit kann man sich doch nicht entgehen lassen!“

„Was sagst denn du dazu?“ wandte sich Karl Volker an die Schwiegertochter.

Edith schlang unter dem Tisch die Hände ineinan- der: nur ums Himmels willen nicht zeigen, wie sie litt!

„Für mich ist selbstverständlich das das Richtige, was Heinz will.“

„Um, sehr schön! Aber eigentlich doch eine schwere Sache für dich! Du bleibst hier, und Heinz geht fort: weint du das nur aushältst?“

Es kostete Edith eine unsagbare Anstrengung, bis

sie ihre Stimme so sehr in der Gewalt hatte, um zu antworten:

„Gewiß ist es schwer. Aber wenn Heinz es mir auferlegt, muß ich es tragen können. Er hat über unser Leben zu bestimmen, und ich kenne kein anderes Gesetz als seinen Willen. Er wird sagen, was zu geschehen hat, und ich werde gehorchen!“

In Heinz jubelte eine große Freude triumphierend auf. Das war die Edith, wie er sie wollte — ein Weib, das nur eine Macht auf Erden kannte, die des geliebten Mannes, und die klaglos in den Tod ging, die sich ohne Widerstand foltern ließ, wenn er es so wollte.

Er nickte den Eltern zu: „Was habe ich euch gesagt? Meine Braut fügt sich meinem Entschluß, wie er auch ausfallen möge. Jetzt ist ja alles in Ordnung!“

„Du bist ein beneidenswerter Mensch,“ sagte der Vater. Er stand auf und nahm seinen Hut vom Ständer. „Ich gehe jetzt. Es bleibt also dabei, daß du mir mit der Mutter ein Stück entgegenkommst. Ich werde

es so einrichten, wie wir verabredet haben: um sieben Uhr bin ich auf der Feste!“ Er nickte allen freundlichst zu und ging.

Heinz erklärte seiner Braut: „Ich will mit der Mutter in den Hofgarten. Nachher gehen wir dem Vater ein Stück entgegen. Treffpunkt: die Feste. Bis um acht Uhr sind wir wieder zu Hause. Du bist wohl so gut und hütetest den Laden und das Haus?“

„Geht nur ruhig!“ Edith empfand es wie eine Erlösung, daß sie einige Stunden allein bleiben sollte. Da konnte sie sich doch gehen lassen, brauchte sich keinen Zwang aufzuerlegen, keine Stärke zu heucheln, die sie nicht besaß. Der Mutter mitleidige Blicke quälten sie schon unerträglich.

„Heinz?“ bat Frau Volker leise.

Er sah sie streng an: „Was denn, Mutter?“

„Ich wollte nur fragen, ob wir gleich gehen!“

„Sofort; ich will nur rasch meine Antwort an die Akademie schreiben. Edith, hol' mir bitte mal Papier und Schreibzeug!“

Sie gehorchte stumm. Während er schrieb, räumte sie den Kaffeetisch ab. Die Mutter spielte mit ein paar Brotkrumen und schaute nur hin und wieder betrübt auf Edith.

„Wenn sie nur gehen wollten,“ dachte das Mädchen.

Endlich war Heinz fertig, kuvertierte und steckte den Brief in die Tasche.

„Alles, teuerste Mutter, ins Freie! Auf Wiedersehen, Edith Schwanenhals!“ Er küßte seine Braut übermütig auf den Nacken und zog die Mutter dann mit sich fort.

Edith hielt sich kaum noch auf den Füßen. Sie ging hinaus auf den Hof nach der Waschküche, in der es eine Wasserleitung gab. Dort drehte sie den Hahn auf und ließ den kalten Strahl über ihre Handgelenke laufen. Das gab ihr ein wenig Erfrischung. Nun wollte sie in die Stube zurück und eine Weile gesammelt nachdenken. Aber die Ladenglocke ließ ihr keine Ruhe. Sie wußte schon gut Bescheid und konnte den Kunden, die bestellte Ware abholten, das Richtige geben oder neue Aufträge notieren. Aber jetzt tat sie's wie eine Schlafwandelnde. Während sie einem Herrn die Mechanik eines komplizierten Eisentrubenschlosses erklärte, glaubte sie ein feines Räderwerk im Kopfe zu hören, das unaufhörlich schnurrte: „Er geht fort — du verlierst ihn — er geht fort — du verlierst ihn!“

Endlich nach sieben Uhr wurde es ruhiger. Edith saß in der Werkstätte und hatte den Kopf in die verschränkten Arme gedrückt, die auf einer Drehbank lagen. Und plötzlich kam es über sie, daß sie sich nicht mehr halten konnte:

„Heinz!“ schrie sie auf. „Mein Heinz, ich kann ja nicht ohne dich leben!“ Die Tränen schossen ihr aus den Augen, wie Wasser, das den Damm durchbrochen hat. Sie weinte, daß ihr Körper von dem stoßweisen Schluchzen hin- und hergeschüttelt wurde, rückhaltlos, verzweifelt, ganz aufgelöst in dem furchtbaren Schmerz über den nahenden Verlust. Sie wußte nichts anderes mehr.



Hermann Baldin, Zürich. Non possumus. Bronzestatue.

Da legte sich eine Hand auf ihren Kopf. Mit einem Schreckensruf fuhr sie auf. Heinz stand hinter ihr. Sanft zog er sie an sich: „Aber, Edith, was hast du denn?“

Sie schwieg und kämpfte mit dem Weinen.

„Nt's, weil ich fortgehe?“

Sie nickte: „Ich kann nichts dafür, verzeih, bitte!“

„Ich denke, du bist einverstanden mit meinem Entschluß?“

„Gewiß, ja, was du willst, darein füge ich mich natürlich; aber . . .“

„Was aber?“

„Ich kann's doch nicht hindern, daß es mir weh tut!“

„Das verlange ich auch nicht. Wenn du nur brav bist und dich meinem Entschlusse fügst . . . Willst du das?“

Sie sah zu ihm auf. Aus ihrem verschwollenen Gesicht, den rotgeweinten Augen sprach Liebe, aufopfernde, zur Selbsternichtung bereite Liebe, grenzenlose Hingabe:

„Ja, Heinz!“

„Gut, so lies hier meine Antwort! Du sollst wissen, was ich geschrieben habe, ehe es in den Kasten wandert.“

Gehorjam entfaltete sie das Papier und überflog die Anrede, sowie die ersten einleitenden Zeilen des Dankes. Dann las sie:

„. . . Leider macht mir die Bedingung ‚ohne Frau‘ die Annahme unmöglich. Ich verheirate mich schon diesen Herbst und muß daher die ehrenvolle Aufgabe einem Kollegen überlassen, der nicht mit so starken Banden in der Heimat gefesselt ist . . .“

Sie las den Satz noch einmal, dann von neuem und zum dritten Mal — ehe sie vollständig begriff.

Heinz beobachtete sie mit leisen Gewissensbissen. Daß sie die Erlösung nicht fassen konnte, daß ihr das grausame Schicksal, dem er sie hingegeben, schon das Selbstverständliche schien, zeigte ihm erst, wie sehr er sie gequält hatte. Ach, jetzt wollte er ihr ja vergelten, was sie gelitten, jetzt wollte er sie in seine Liebe einhüllen, weich und sorgsam, jetzt, da er wußte, daß sie ihn so bedingungslos aufopfernd liebte, wie er es verlangte!

„Edith!“ bat er zärtlich.

Dieser Klang in seiner Stimme hatte sie lange vermisst: er sagte ihr deutlicher als die Worte auf dem Papier, daß sie ihn nicht verlieren, daß er ihr für immer gehören würde.

„Heinz!“ Sie warf sich in seine Arme und preßte ihn an sich in nichtsachtender Leidenschaft: „Ich wäre ja vergangen ohne dich! Leben kann ich nur in deiner Nähe, nachdem du mich einmal zu dir genommen hast. Du bist mir Sonne und Luft, und ohne dich muß ich verkümmern!“

Da war es wieder, das stolze Herrengefühl, ohne das seine Liebe ihren besten Reiz verlor. So wollte er sein Weib, abhängig von sich, ihm allein ohne Nebengedanken und kluge Erwägungen ganz ergeben. Dann würde er freiwillig tun, was sie von ihm einmal gefordert hatte, sie hüten und pflegen in wachsender, verantwortungsvoller Liebe.

Er küßte sie innig: „So, Edith, nun ist es klar zwischen uns! Jetzt küß' dir die Augen; sonst denken die Leute, ich sei ein scheußlicher Tyrann. Die Eltern sind oben auf der Feste, ich bin nochmal herunterge-

laufen, um dich zu holen. Wir wollen da oben vergnügt sein, Mutters Genesung und meine Auszeichnung feiern!“

„Wissen die Eltern schon . . .“

„Daß ich den Ruf nicht annehme? Natürlich, ich habe ja keinen Augenblick daran gedacht! Es sollte nur eine Probe für dich sein; ich bat Vater um seine Mitwirkung. Sie wollten es auch selbst nicht anders. Der Gewinn an Geld scheint nämlich nur groß; in Wirklichkeit braucht man unter solchen Umständen auch das Zehnfache und kommt immer mit leeren Taschen heim. Das Abenteuerliche mag wohl reizen, aber keinen Mann, der ein seßhafter Bürger und solider Familienvater werden will. Denn darin, in dem gesunden Zusammenleben eines eng gezogenen Menschenkreises wurzelt doch unsere beste Kraft — was auch die Böhmemenschen dagegen sagen mögen. Gerade wir Künstler haben diesen



Hermann Baldin, Zürich. Prote. Bronzestatue, 1913.

Halt nötig, weil schon unser Beruf uns nicht zu Realitäten zwingt, und der Mensch, den nichts bindet, der wird leicht gar zu ungebunden und gerät aus der Fassung. Darum, mein Lieb, wollen wir in nicht allzuferner Zeit das Aufgebot bestellen und uns den eigenen Herd bauen!"

In seine Arme geschmiegt hörte Edith selig lächelnd zu. Wie wundervoll war doch mit einem Male die Welt! Als habe sie erst jetzt ihr Glück empfangen, es sich jetzt erst verdient, so war ihr zu Mute. Ach, sie wollte es hüten! Ihre Lebensaufgabe sollte sein, das Glück festzuhalten, damit es immer bei ihnen wohne und mit seinem Sonnenschein jeden Winkel des Hauses erhelle.

Auf dem Wege zur Feste sprach sich Heinz zum ersten Male näher über das Verhältnis zu seiner Mutter aus:

"Du hattest recht, Edith, ich habe Mutter wirklich unterschätzt; es gibt da viel gut zu machen! Ich dachte, es würde wohl gut sein, wenn du eine Hilfe für sie mietetest, ein gesundes, frisches Geschöpf; ich glaube, unter meinen Cousinen ist etwas Brauchbares. Wenn du sie anlernen würdest, damit Mutter nach unserer Abreise nicht wieder schwere Arbeit tut! Sie soll sich jetzt schonen und ausruhen; denn wenn wir nur ein bißchen den Berg hinauf gehen, bekommt sie schon keine Luft. Mit Vater habe ich gesprochen; er ist ganz einverstanden. Die Kosten dafür sind natürlich meine Sache. Was meinst du?"

Edith war gleich einverstanden. "Wir wollen aber nicht lange zögern; denn ich selbst gehe nur dann ruhigen Herzens fort, wenn ich mich gut ersetzt weiß."

Heinz dachte, dies würde wohl auf keinen Fall geschehen. Der Vater und die Mutter hatten sich so sehr an Edith gewöhnt und sie so lieb gewonnen, daß Heinz vorhin tüchtige Vorwürfe zu hören bekam über seine Quälerei. Vater Volker verstieg sich sogar zu der Behauptung:

"So geht man nicht mit einer Frau um! Das arme Ding, sie hat mir zu leid getan! Eine Frau ist doch viel zarter und empfindlicher wie unferneins; die muß man anders behandeln, mit mehr Rücksicht und Aufmerksamkeit!"

"Hörst du's, Mutter?" fragte Heinz lachend. "Merk dir's nur und erinnere Vater manchmal daran!"

Karl Volker wurde etwas verlegen; aber seine Frau sagte freundlich: "Laß du das nur gut sein, Heinz! Der Vater und ich verstehen uns schon; mir ist er recht so, wie er ist!"

Da hatte auch der Vater befreit aufgeatmet und mit ruhigem Triumph dem Sohn bedeutet: "Da siehst du's nun!"

Auf der Feste wurde das Brautpaar mit Spannung begrüßt. Ediths leuchtende Augen gaben die beste Antwort auf die stumme Frage. Daß Heinz zufrieden war, merkte man an seiner ausgelassenen Stimmung, in der er keinen ungeneckt ließ und doch jedem seine Liebe zeigte. Hin und wieder faßte er mal nach Ediths Hand und drückte sie innig. Ihre kleinen Finger wußten sich aber auch gar zu gut in seine kräftige Hand zu schmiegen!

Als man sich endlich zum Aufbruch anschickte, machte Heinz noch einen Vorschlag:

"Ich möchte noch ein paar Schritte mit Edith gehen und zwar den Weg, den ich sie am ersten Tag geführt habe, nur diesmal umgekehrt. Ich will über den Eckardtsturm nach Hause!"

"Das ist für die Mutter zu weit," erklärte Karl Volker. "Aber das macht nichts; geht ihr nur, ich bringe die Mutter dann heim!"

"Es ist dir doch recht?" fragte Heinz, als sich die Eltern verabschiedet hatten. Edith sah schweigend zu ihm auf. Der Blick genügte ihm.

Es war keine helle Nacht, nicht eine jener klaren Mondscheinstimmungen, die voll lauen Friedens sind. Eine unruhige, drängende Schwüle ruhte im Schoße dieser Dunkelheit. Leuchtkäfer in ungezählten Scharen irrlichterten über die weitgestreckten Wiesen. Raslos strebten sie hier- und dorthin, taumelten von karger Höhe nieder auf die taufeuchten Gräser und versuchten ihren Flug doch stets aufs neue.

Edith erzählte die Sage vom Glühwürmchen: "Kinderseelen sind es, arme, kleine Seelen, die dem Körper so rasch entflohen, daß das Weihwasser sie nicht



Hermann Baldin, Zürich. Partikulär. Bronzestatuetten.

freien konnte für den christlichen Himmel. Schuldlos sind sie; denn es ward ihnen keine Zeit gegeben zur Schuld — darum kommen sie nicht ins Fegfeuer. Aber da sie vom Weibe geboren, sündig sind durch die Sünden der Väter, will der Himmel von den Ungeweihten, Nichtensühnten nichts wissen. So suchen sie rastlos die ewige Ruhe und finden sie doch nie . . .“

„Eine grausame Sage,“ meinte Heinz. „Und doch ist es die Sage, die für dich und mich und alle, die wir mit unentsühnter Seele den Himmel suchen, eine erlebte Wahrheit ist.“

Langsam schritten sie an den Feldern entlang, die sich still dem Schatten entgegenbreiteten, an den starken, seltsam gefügten Baumformen vorüber, die wie verzauberte Menschen in starrem Schweigen drohten. Sie schauten empor zu den Wolken, die sich türmten wie riesengroße Felsen, und fühlten die reifschwere, lebengebärende Kraft der Luft und wurden die Gefangenen jener unheimlich gewaltigen Nacht.

Am Eckardsturm, den Menschenhände in strengen herben Linien aufgebaut hatten, rasteten sie.

Zu ihren Füßen, unten am Berge lag die Stadt, in der Menschenleid und =freude seine Wohnstätte hatte — Menschengröße!

Aber die Wiesen, die Felder, die Bäume, die Wolken und vor allem die Luft, die Luft der drängenden, unheilvollen, gesegneten Sommernacht, redeten unvergängliche, unverlierbare Worte von einer Größe, die zerbricht, wenn man nicht freiwillig in ihr aufgeht.

Eine Stimme aus jenem Reich, das man stets umsonst und stets aufs neue verlangend zu erforschen strebt, sprach zu ihren empfangsbereiten Herzen von dem Unfassbaren, das sie ahnend verehrten, ohne es vermessen erkennen zu wollen.

Heinz hatte den Arm um Edith geschlungen und sprach hin und wieder ein Wort zu ihr mit halblauter Stimme, als fürchte er, einen Zauber zu brechen. Edith



Hermann Baldin, Zürich. Profurist.
Bronzestatuetten.

aber wußte, daß sie sich wirklich in einem Zauberlande befanden. Sie hörte die Stimmen der unzähligen kleinen Geister, die auf jedem Grashalm, jedem Baumblatt saßen, die in der kosenden Luft atmeten und die ihr mit feinen dringenden Stimmen zuriefen: „Halte den Zauber dieser Nacht fest, banne ihn in dein Herz und laß ihn mächtig werden über deinen Geliebten! Blicke um dich und sieh, wie wir geschäftig sind in zeugender und gebärender Kraft Millionen Keime auszustreuen, daß sie lebendiges Leben bringen! Laß diese schöpferische Kraft auch in dir übergewaltig werden, pflege sie in dem Manne, den du liebst, und da du ein Mensch bist, so vermähle deine Seele mit ihr — dann gewinnst du dir, wonach ihr euch alle seht, das Glück!“

Ein schmaler, dunkler Weg führte von der Höhe hinab in die Stadt. Rechts und links war er eingeschlossen von hohen dornigen Hecken.

„So werden wir immer wieder von der Höhe einen engen Pfad suchen müssen ins Tal,“ sagte Heinz traurig.

„Ja, Liebster, das Leben will es so. Wir können nicht immer da oben stehen; das wäre auch nicht zu ertragen. Aber blicke einmal empor! Auch hier auf diesem dunkeln Weg können wir die Sterne sehen. Und da, sieh nur, ganz unerwartet biegt der Pfad ab und mündet im Licht!“

„Aber da oben war es doch schöner!“

Edith blieb stehen und legte die Arme um den Hals des Geliebten: „Sollen wir unzufrieden sein? Dann hätten wir den Segensspruch da oben schlecht verstanden!“

„Wie hieß der?“

„Lebt in der Arbeit und lebt in der Liebe!“

Da zog der Mann das junge Weib an sich und küßte es mit einem innigen Kuß. Und er fühlte, daß auch in ihm der Segensspruch der kleinen Nachtgeister lebendig ward und daß der Samen, den ihre geschäftigen Hände ihm in Herz und Seele gesät, tausendfältige Frucht tragen würde.



Dämmerstunde.

Graue Schleier umweben mich leise,
Nebel ziehen lautlos im Kreise,
Durch das seltsam schwebende Wallen

Zittern Töne in stillem Verhalten — — —
Wenn von den Klängen der letzte entflieht,
Singt meine Seele ihr Morgenlied!

Alfred Schaer, Zug.